

## Die Ostslaven zur Zeit des Konstanzer Konzils

VON GÜNTHER STÖKL

Die Bezeichnung »Ostslaven« ist keine historische, sie entstammt vielmehr dem Einteilungsbedürfnis der modernen Sprachwissenschaft. Wenn sich trotzdem auch Historiker gelegentlich dieser Einteilung bedienen, so geschieht es, um auf einen ziemlich komplizierten Sachverhalt hinzuweisen, der durch den Gebrauch der Bezeichnung »Russen« verschleiert werden könnte. Nicht selten spielt politisches Interesse dabei mit: Selbst in der Sowjetunion legen heute Ukrainer und Weißrussen Wert darauf, nicht mit den Russen, d. h. den Großrussen, identifiziert zu werden. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts gab es noch keine solchen terminologischen Schwierigkeiten. Witold urkundete als »*magnus dux Lithvanie et terrarum Russie dominus*«<sup>1)</sup>, obwohl es in der Hauptsache die Vorfahren der späteren Weißrussen und Ukrainer waren, über die er gebot, und zwei Päpste ernannten ihn zu ihrem und der »Romana Ecclesia« Generalvikar in temporalibus »*in Lithwania et ceteris partibus temporalis dominio tuo subiectis ac omnibus locis Sarmatarum ac Russie, necnon in Magnanouagroda ac Pszykow civitatibus ac in dominiis earundem . . .*«<sup>2)</sup>. Dieselbe Ehre wurde – übrigens mit größerer moralischer Berechtigung als dem in Glaubensdingen recht indifferenten Witold – auch seinem Vetter, dem polnischen König Władysław Jagiello zuteil, wiederum nicht nur »*in Regno Polonie*«, sondern auch »*in terris, locis et scismaticis Russie . . . maxime ac presertim in Magna Novogrocta et Plisstaw civitatibus, et earum dominiis Russie*«<sup>3)</sup>. Stets ist von »Rußland« und von »Russen« die Rede, und gemeint sind jene »*schismatici et haeretici*«, die beide Fürsten zu ihren Untertanen zählten oder in Zukunft zu zählen hofften. Nicht die Sprache, sondern die Konfession bildete dabei das in erster Linie unterscheidende Kriterium; die *ecclesia orientalis* war der russische Glaube, umgekehrt war die römische Kirche der Glaube der Polen und der Deut-

1) Z. B. Codex diplomaticus ecclesiae cathedralis necnon dioeceseos Vilmensis, Vol. I (1387–1507). Krakau 1948, S. 93 und passim.

2) Johannes XXIII. am 26. 2. 1415, Martin V. am 13. 5. 1418, beide von Konstanz aus. Ebenda S. 96 f. und S. 75 ff. Groß-Novgorod und Pskov (Pleskau) waren zur Zeit Witolds zwar litauischen Angriffen und Einflußnahmen ausgesetzt, gehörten aber niemals staatsrechtlich unmittelbar zum Machtbereich des litauischen Großfürsten.

3) Historica Russiae Monumenta (ed. A. I. TURGENEV). I. SPb. 1841, S. 118.

schen<sup>4)</sup>. »Russia« ist also im Sprachgebrauch des beginnenden 15. Jahrhunderts, und zwar sowohl im Sprachgebrauch des lateinischen Westens, wie in dem der Russen, d. i. der Ostslaven selbst, der Bereich griechisch-orthodoxer Christen slavischer (ostslavischer) Zunge nördlich von Karpaten und Schwarzem Meer, gleichgültig wer darin politisch die Herrschaft ausübte, ob der polnische König in Galizien, der litauische Großfürst in den heute weißrussischen oder ukrainischen Territorien und darüber hinaus, die Stadtregierungen von Novgorod und Pskov oder schließlich jene Fürsten der nordöstlichen »Russia«, von denen bisher noch gar nicht die Rede war, obwohl bei deren einem, dem Moskauer Großfürsten, die politische Zukunft Rußlands und der Ostslaven liegen sollte.

Im 16. Jahrhundert wird der Aufstieg des Großfürstentums Moskau eine Differenzierung des bis dahin einheitlichen Sprachgebrauchs herbeiführen, man wird beginnen, die Moskowiter im besonderen von den Russen im allgemeinen zu unterscheiden, und zwar im Lateinischen ebenso wie im Polnischen und Deutschen, ja die Bezeichnung »Reussen« wird geradezu auf die nichtmoskowitischen Russen beschränkt. Herberstein veröffentlichte 1549 nicht »Rerum Russicarum«, sondern »Rerum Moscovitarum commentarii«; anderthalb Jahrhunderte vorher wäre das noch nicht recht denkbar gewesen. Der Sprachgebrauch paßte sich der politischen Entwicklung an, so wie ja auch der moderne terminologische Wirrwarr eine Folge politischer Entwicklungen, sowie der damit verbundenen gegensätzlichen politischen und historischen Vorstellungen ist.

Es kann sicher nicht als ein Zufall angesehen werden, daß die erwähnten päpstlichen Schreiben von 1415 und 1418 zwar Novgorod und Pskov, nicht aber Moskau oder ein anderes der nordöstlichen russischen Fürstentümer nennen. Das ist nicht auf eine bewußte Zurückhaltung der Kurie in ihrem Streben nach Missionierung oder Unierung Andersgläubiger zurückzuführen, sondern darauf, daß Moskau als eine ansprechbare politische Größe noch nicht im Bewußtsein der abendländischen Kirchenleitung existierte. Moskau hatte im 15. Jahrhundert noch einen beträchtlichen Weg von der Vorherrschaft zur Alleinherrschaft im nordöstlichen Rußland zurückzulegen, ehe es gegen Ende dieses Jahrhunderts dann vom Westen regelrecht politisch entdeckt wurde. Mit Novgorod und Pskov war das anders, sie waren seit zwei Jahrhunderten schon als Nachbarn der livländischen Ordensritter und Bischöfe, sowie als Handelspartner deutscher Kaufleute gut bekannt<sup>5)</sup>.

4) Z. B. Polnoe sobranie russkich letopisej (Vollständige Sammlung russischer Chroniken. Im weiteren abgekürzt PSRL) 25, S. 243 »v Ljat-skoi věre« (im ljachischen / d. i. polnischen / Glauben), »v svoju věru Nemeckuju« (in seinen deutschen Glauben), beide Male ist die römisch-katholische Kirche gemeint. Über den Zusammenhang siehe unten S. 153.

5) Der erste Vertrag zwischen Novgorod und deutschen Kaufleuten (dem »gotländischen Ufer«) datiert von 1189–1199, stammt also noch aus der Zeit unmittelbar vor der Aufseglung Livlands; Pskov war damals noch eine Beistadt Novgorods und daher mit eingeschlossen. Smo-

Knüpfen wir noch einmal an Herberstein an! Der habsburgische Diplomat ragt im 16. Jahrhundert durch die Qualität seines berühmten Rußlandwerkes aus einer schon ganz ansehnlichen Zahl diplomatischer und anderer Rußlandreisender hervor, er hatte sich – so könnte man sagen – schon gegenüber anderen Rußlandexperten seiner Zeit publizistisch durchzusetzen. Befragen wir dagegen das ältere Werk von Adelung über die Rußlandreisenden zur Zeit des Konstanzer Konzils, so erleben wir eine Enttäuschung: Zwischen dem Deutschen Johann Schildberger, der 1396 bei Nikopolis in die Hände der Türken, 1402 bei Ankara in die der Mongolen geriet und im Gefolge Timurs seine Rußlandkenntnisse erwarb, und dem Venetianer Josafa Barbaro, der ab 1436 viele Jahre in der genuesischen Kolonie Tana (Azov) verbrachte, wird kein einziger Name genannt<sup>6)</sup>. Dabei war weder Schildberger noch Barbaro eigentlich ein Rußlandreisender, denn für keinen der beiden war Rußland das Reiseziel; was sie berichten, ist nebenher und zufällig Erfahrenes. Allerdings hat Adelung einen Reisebericht übersehen, nämlich den des Gilbert de Lannoy aus Flandern, der im Winter 1413/1414 von Livland aus Novgorod und Pskov besuchte, aber bezeichnenderweise eben auch nur diese beiden nordwestlichen, den »Lateinern« relativ gut bekannten russischen Städte<sup>7)</sup>. Natürlich war man im benachbarten Großfürstentum Litauen auch über die innerrussischen Großfürstentümer Moskau, Tver und Rjazań einigermaßen unterrichtet, man hatte ja seit jeher und ständig im Guten wie im Bösen mit ihnen politisch zu tun, aber an diesen Kenntnissen, die noch kaum schriftlichen Niederschlag fanden, nahm die abendländische Christenheit schon deshalb vorläufig nicht teil, weil ja dieses Großfürstentum Litauen selbst eben erst in einer sehr eigenartigen und zwiespältigen Weise Zugang zur lateinischen Welt gefunden hatte. Darin liegt der Schlüssel zum Verständnis der ostslavisch-gesamtrussischen Geschichte im beginnenden 15. Jahrhundert.

Aber ehe wir uns damit eingehender befassen, werfen wir zur vorläufigen Orientierung einen kurzen Blick auch auf die andere Seite! Was wußte der Moskauer oder auch der Novgoroder oder der unter litauische Herrschaft geratene westrussische Zeitgenosse des Konstanzer Konzils vom lateinischen Westen? Wir wählen als Beispiel eine zeitlich nicht zu weit entfernte Moskauer Chronik, den sogenannten Moskauer

lensk schloß den ersten Vertrag mit Riga und dem »Gotländischen Ufer« 1229. Gramoty Velikogo Novgoroda i Pskova. Moskau-Leningrad 1949, Nr. 28, S. 56 f.; Smolsenkie gramoty XIII–XV vekov. Moskau 1963, S. 18 ff.; L. K. GOETZ Deutsch-russische Handelsverträge des Mittelalters. Hamburg 1916, S. 15 ff., 231 ff.

6) FRIEDRICH VON ADELUNG Kritisch-literarische Übersicht der Reisenden in Rußland bis 1700, deren Berichte bekannt sind. I. SPb. 1846 (Neudruck Amsterdam 1960), S. 136–142.

7) Die Ausgaben von Gilbert de Lannoys Reisebericht sind aufgezählt bei V. KORDT Čužozemni podorožni po Schidnij Evropi do 1700 r. Kiev 1926, S. 20. Ein Teilabdruck in russischer Übersetzung jetzt in: Chrestomatija po istorii SSSR s drevnejšich vremen do konca XV veka. Moskau 1960, S. 545–549.

Annalenkodex vom Ende des 15. Jahrhunderts<sup>8)</sup>. Da wird, wenn wir von häufigen Bränden in Moskau und anderen Städten, von mannigfachen Wundererscheinungen und Himmelszeichen, von personellen Veränderungen in der Hierarchie, von Kirchenbauten, von fürstlichen Geburten, Heiraten und Todesfällen absehen, für das Jahrzehnt von 1410 bis 1420 etwa folgendes berichtet: In einer mehr lokalen Sphäre der Politik hat sich der Moskauer Großfürst Vasilij I. Dmitrievič mit seinen östlichen Nachbarn, den Fürsten bzw. sogar Großfürsten von Nižnij Novgorod auseinanderzusetzen. Zwar geben die Nižnij Novgoroder keinen vollwertigen Gegner mehr ab und gegen Ende des Jahrzehnts ist die Einverleibung des Großfürstentums Nižnij Novgorod durch Moskau bereits vollzogene Tatsache, aber noch 1410 bringt es einer der Nižnij Novgoroder Fürsten fertig, die ehrwürdige nordostrussische Großfürstentadt Vladimir a. d. Kljazma durch tatarische Hilfstruppen plündern und brandschatzen zu lassen. Der Pope Patrikěj erleidet dabei in der Kathedralkirche das Martyrium. Auch innerhalb der Moskauer Dynastie gibt es Konflikte: Im Jahre 1419 wird dem Fürsten Konstantin, einem der jüngeren Brüder des Großfürsten Vasilij, seine Votčina, sein Erbesitz, entzogen, weil er den Treueid auf den 1417 geborenen, also eben zweijährigen Thronfolger Vasilij (den späteren Vasilij II.) verweigert; Konstantin setzt sich, wie das in solchen Fällen üblich ist, nach Novgorod ab. Hoch im Norden führen die Leute von Ustjug und Vjatka einen von Moskau aus offenbar gar nicht kontrollierbaren Privatkrieg mit den Novgorodern im Zavoloč'e, d. h. im Gebiet jenseits der Schlepptellen an der nördlichen Dvina. Über diesen zwar geographisch weitläufigen, aber politisch doch noch sehr engen Bereich des nordöstlichen Rußland hinaus weitet sich der Horizont des Moskauer Chronisten, wenn er für 1410 die Ankunft des neuen Metropoliten Fotij, eines Griechen, aus Byzanz, und für das folgende Jahr die Eheschließung der Moskauer Prinzessin Anna mit dem byzantinischen Thronfolger Johannes zu melden hat. Doch gewinnt man nicht den Eindruck, daß die Moskauer Russen besonders innige und herzliche Beziehungen mit den Griechen verbinden. Viel interessanter ist dem Chronisten, was im Westen vorgeht. Er ist ziemlich genau informiert über die Schlacht, die 1410 zwischen Jagiello und Witold auf der einen, »den Deutschen, den Preußen« auf der andern Seite stattgefunden hat. Er weiß, daß der Hochmeister (*mester*) gefallen ist, daß »die ganze deutsche Macht« geschlagen wurde, daß alle »deutschen Städte« bis auf drei in die Hände der Polen und Litauer fielen, daß die Marienburg (*Mařinyj gorod*) aber vergeblich belagert wurde. Es wurden aber – so heißt es wörtlich, und damit ergibt sich wünschenswert deutlich der Standpunkt des Moskauer Chronisten – auch »von den Deutschen viele Christen und Litauer und Ljachen erschlagen«. Mit »Ljachen« sind die Polen gemeint, mit »Christen« aber unzweifelhaft die nicht wenigen orthodoxen Russen, die zu dem polnisch-litauischen

8) PSRL 25. Moskovskij letopisnyj svod konca XV veka. Moskau-Leningrad 1949. Über die Jahre 1410–1420 S. 240–245.

Heer gehörten. Der Sieg über den Deutschen Orden hatte Auswirkungen bis nach Novgorod. Die Stadtrepublik, die nach freier Wahl vor allem für militärische Zwecke Fürsten in ihre Dienste zu nehmen pflegte, hatte 1410 einen litauischen Fürsten (Semien-Lugveñ, einen Bruder Jagiellos) und sollte im Zuge der litauischen Politik mit dem Orden brechen. Dies war durchaus nicht im Sinne der geschäftstüchtigen Novgoroder, die sich 1412 von dem litauischen Fürsten Lugveñ trennten und lieber einen Konflikt mit Witold in Kauf nahmen, als sich die Handelswege durch eine kriegerische Auseinandersetzung mit den livländischen Ordensrittern stören zu lassen. Und es war Witold, der am Ende nachgeben mußte. Vorgänge im benachbarten Litauen interessieren in Moskau auch sonst. So wird zum Jahre 1418 aufmerksam berichtet, daß Svidrigajlo, der seit vielen Jahren im wolhynischen Kremenec (Krzemieniec) gefangen gehaltene Vetter und erbitterte Gegner Witolds durch eine List des Fürsten Daško (*»conspiracione cum Ruthenis«* heißt es bei dem polnischen Chronisten Długosz, also durch eine Verschwörung mit den Russen, womit natürlich die orthodoxen Wolhynier gemeint sind<sup>9)</sup>) seine Freiheit wiedererlangte und zu Sigismund nach Ungarn floh. Weit mehr aber bewegt den geistlichen Annalenschreiber in Moskau ein anderes Ereignis in Litauen, das uns in die Nähe des Konstanzer Konzils führt. »Im selben Herbst (des Jahres 1415) versammelte der Großfürst Witold die Bischöfe seines Gebietes, Isakij von Černigov, Fedosij von Polock, Dionisij von Luck, Gerasim von Vladimir in Wolhynien, Chariton von Cholm, Eufimij von Turov, und sprach zu ihnen: Setzt mir als Metropoliten den Grigorij Camblak, den Bulgaren, ein! Als sie das aber nicht tun wollten, sagte er zu ihnen: Wenn ihr ihn nicht einsetzt, dann werdet ihr eines bösen Todes sterben. Da setzten sie ihn ein am fünfzehnten Tag des Monats November, nicht nach der Regel der heiligen Väter und ohne ihn nach Konstantinopel zu schicken«<sup>10)</sup>. Die kirchliche Verselbständigung der Orthodoxen Litauens zu einer eigenen Metropole war ein schmerzlicher Eingriff in die Rechte des Metropoliten von Kiev und ganz Rußland, der nun schon seit fast einem Jahrhundert in Moskau residierte. Daher verfolgt auch der Moskauer Chronist die Sache weiter und berichtet zum Jahre 1417 in phantasievoller Konzentration: »Der Metropolit Grigorij Camblak, von Witold eingesetzt, sprach zum Großfürsten Witold: Weshalb bist du, Fürst, im Ijachischen Glauben und nicht im rechtgläubigen christlichen Glauben? Und es antwortete ihm Witold: Wenn du nicht nur mich in deinem orthodoxen Glauben sehen willst, sondern auch alle ungläubigen Menschen meines litauischen Landes, dann geh nach Rom und halte ein Streitgespräch mit dem Papst und seinen Weisen, und wenn du sie überwindest, dann werden wir alle Christen, aber wenn du sie nicht überwindest, dann werde ich alle Christen eures Glaubens, die in meinem Lande sind, zu meinem deutschen Glauben bekehren (*prevratiti v svoju věru Nemeckuju*). Und er schickte

9) Joannis Długossii . . . Historiae Polonicae libri XII. Tomus IV. Cracoviae 1877, S. 217.

10) PSRL 25, S. 242.

ihn mit seinen Panen nach Rom«<sup>11)</sup>. Die Reaktion des in seinen Rechten gekränkten Moskauer Metropoliten Fotij stellt der Chronist nicht mit eigenen Worten dar, sondern er gibt Teile eines äußerst erbitterten Sendschreibens des Fotij wieder<sup>12)</sup>. Die Gefahr der Spaltung ging jedoch für diesmal vorüber: Schon im Jahre 1419 starb der im Jahr davor aus »Rom« zurückgekehrte Metropolit Grigorij Camblak in Kiev.

Soweit der Bericht des Moskauer Chronisten über das Jahrzehnt des Konstanzer Konzils. Er ist in seiner Art ohne Zweifel für die Situation der Ostslaven in jener Zeit aufschlußreich. Aber er bedarf natürlich der Interpretation, und in diesem Zusammenhang ist es vielleicht zweckmäßig, zunächst ein paar allgemeine Bemerkungen über die Quellenlage zu machen. Sie unterscheidet sich ja sehr erheblich von der für das »westliche Mittelalter« gewohnten. Die Chroniken sind noch für den Beginn des 15. Jahrhunderts im gesamten ostslavischen Bereich die unentbehrliche Hauptquelle. Eine Quelle, deren Reichhaltigkeit oft über die Maßen gelobt worden ist, die aber andererseits der Kritik ungewöhnlich schwierige Aufgaben stellt. Vom Reichtum der heute noch vorhandenen Handschriften gewinnt man eine gewisse Vorstellung, wenn man erfährt, daß die »Vollständige Sammlung der russischen Chroniken« – 1846 in der geistigen Nachfolge der »Monumenta« begonnen und bis 1963 auf 28 Bände gediehen – nur einen Bruchteil des Vorhandenen enthält. Die Schwierigkeit liegt aber nicht so sehr darin, die große Fülle zu überblicken, als die Schichten zu trennen, die Jahrhunderte übereinander gelegt haben, und die lokalen Spielarten wieder herauszulösen, die durch den Moskauer Zentralismus im ausgehenden 15. und im 16. Jahrhundert zum Teil ganz systematisch verwischt worden sind.

Um bei unserem Beispiel zu bleiben: Wie weit gibt der Moskauer Chronist am Ende des 15. Jahrhunderts noch das wieder, was man am Anfang des Jahrhunderts im nordöstlichen Rußland gedacht und für wichtig gehalten hat? Die Frage ist kaum vollständig und nur durch einen mühsamen Vergleich mit anderen Fassungen der Chronik zu beantworten. Die Unterschiede der Redaktionen sind zum Teil recht gering, man schreibt durch viele Jahrhunderte hindurch bis ins 17., ja bis ins beginnende 18. Jahrhundert hinein immer wieder voneinander ab, man kompiliert immer von neuem alles Erreichbare, man kürzt die überlieferten Texte, aber man schmückt sie auch gelegentlich aus. Die einem einzelnen Ereignis geltenden Formulierungen bleiben dabei aber zum Teil erstaunlich lange unverändert. So finden wir z. B. den Bericht über die unkanonische Einsetzung des Metropoliten Grigorij Camblak fast wörtlich gleichlautend in so gut wie allen russischen Chroniken, von der Vologda-Permschen Chronik, einer im damaligen Moskauer »fernen Osten« zusammengestellten Fassung<sup>13)</sup>, bis zu den sogenannten westrussischen, d. h. auf dem Territorium des Groß-

11) Ebenda, S. 243.

12) Ebenda, S. 243–244.

13) PSRL 26. Vologodsko-Permskaja letopiś. Moskau-Leningrad 1959, S. 179.

fürstentums Litauen entstandenen Chroniken<sup>14)</sup>, obwohl das geschilderte Ereignis räumlich und sachlich den westrussisch-litauischen Chronisten doch viel näher stand. Es gab noch bis in das 15. Jahrhundert hinein einen gesamtrussischen-ostslavischen Kanon an Mitteilungen, der wohl Zusätze, aber nur relativ geringe Veränderungen erlaubte, und dessen Aufrechterhaltung wohl weniger einem politischen als einem kirchlichen Zusammengehörigkeitsgefühl zu danken ist. Im Verlauf des 15. Jahrhunderts und vollends im 16. Jahrhundert sollten sich auch in dieser Hinsicht die Dinge ändern, aber am Beginn des 15. Jahrhunderts lassen noch alle russischen Chroniken den Grigorij Camblak mit den polnischen Panen nach Rom reisen, kein einziger Chronist weiß etwas von Konstanz und dem Konstanzer Konzil, auch kein westrussischer, im Großfürstentum Litauen schreibender, obwohl doch Grigorij im Auftrag des litauischen Großfürsten und begleitet von mehreren orthodoxen Bischöfen des Großfürstentums nach Konstanz reiste<sup>15)</sup>.

Von den lokalen Spielarten weisen die Novgoroder und die Pskover Annalistik die größte Selbständigkeit auf. Die geographische Lage dieser Städte macht es begreiflich, daß das Lokalkolorit ihrer Chroniken zum guten Teil in einer intensiveren Beziehung zum Westen besteht. Auch dafür zwei Beispiele aus unserem Jahrzehnt: Im Jahre 1420 beschließen die Pskover, das Dach ihrer Dreifaltigkeitskirche mit neuen Bleiplatten zu decken, aber es fehlt ihnen ein sachkundiger Meister. Da auch Novgorod nicht aushelfen kann, schicken sie nach Dorpat, »aber diese Heiden gaben uns keinen Meister«; schließlich hilft der Metropolit Fotij aus Moskau aus, indem er einen Meister zum Anlernen der einheimischen Pskover Handwerker schickt<sup>16)</sup>. Mit dem Schimpfwort »Heiden« war man über die Grenze hinweg offenbar schnell bei der Hand, denn 1412 beschwerten sich die neubekehrten Litauer höchst offiziell in Novgorod, daß man sie dort schmähe und als Heiden bezeichne<sup>17)</sup>. Aber nichts wäre verkehrter, als daraus

14) PSRL 17. Zapadnorusskie letopisi. SPb. 1907, S. 57, 98, 175, 282, 331, 392.

15) Möglicherweise bildet die späte Nikons-Chronik hier eine Ausnahme. Sie enthält für den September 1416 folgende Mitteilung: »In Konstantingrad war unter den Zaren und Fürsten und Bojaren eine große Unordnung und viele Streitigkeiten untereinander« (PSRL 11. SPb. 1897, S. 232). An sich ist »Konstantingrad« die genaue Übersetzung von »Konstantinopel«, aber nur äußerst selten wird in altrussischen Texten diese Bezeichnung für die Kaiserstadt am Bosphorus verwendet, fast immer heißt sie »Cařgrad« (Kaiserstadt). Da außerdem der byzantinische Reststaat sich im zweiten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts einer letzten Phase äußerer und innerer Ruhe erfreute (vgl. G. OSTROGORSKY Geschichte des byzantinischen Staates, 2. Aufl. München 1952, S. 443), wäre es immerhin möglich, daß der zitierte Satz ein fernes, freilich so gut wie unverständliches Echo des Konstanzer Konzils darstellt. Für diese These spricht, daß dieselbe Nikons-Chronik (ebenda S. 234) Grigorij Camblak nach Litauen zurückkehren läßt, »nachdem er in Rom und in Konstantingrad (v Kostjantiněgradě) gewesen war«. Vgl. auch E. E. GOLUBINSKIJ Istorija ruskoj cerkvi, II, 1. Moskau 1900, S. 385, Anm. 2, der an dieser Stelle die Interpretation von »Konstantingrad« als »Konstanz« für zulässig hält.

16) Pskovskie letopisi. 2. Moskau 1955, S. 37.

17) PSRL 25. S. 241.

einen Gegensatz verschiedener, einander ausschließender Welten zu folgern. Man vertrat sich dazwischen immer wieder ganz gut, auch politisch, aber nicht nur politisch. Für 1409 berichtet die Pskover, für 1410 die Novgoroder Chronik von einer Währungsreform: Die Pskover hätten aufgehört, mit »kuny«, und begonnen, mit Pfennigen (*pěnjazmi*) zu handeln<sup>18)</sup>, und die Novgoroder hätten damit angefangen, ihren Handel untereinander mit »lop'ci und mit litauischen Groschen und mit deutschen Artugen« zu führen<sup>19)</sup>. Die Motive bleiben unklar, aber jedenfalls waren es verschiedene Sorten »westlichen« Silbergeldes, deren man sich nun vorübergehend bediente: Lübecker Pfennige<sup>20)</sup>, litauische Groschen<sup>21)</sup> und Artugen aus dem Ordensland<sup>22)</sup>. Diese Währungsreform scheint sich allerdings nicht sonderlich bewährt zu haben; möglicherweise war sie mit ein Grund für die heftigen Unruhen, die im Jahre 1418 Novgorod erschütterten<sup>23)</sup>; im Jahre 1420 wurde sie wiederum rückgängig gemacht: In diesem Jahr »begannen die Novgoroder mit Silbermünzen zu handeln, die Artugen aber verkauften sie den Deutschen, und sie hatten neun Jahre mit ihnen gehandelt«<sup>24)</sup>. Das ließe sich so interpretieren, als sei die Währungsreform auf Kosten der unteren Bevölkerungsschichten gegangen und nun auf deren Protest hin wieder zurückgenommen worden, aber die verschiedenen Varianten der Novgoroder Chronik und andere Chroniken widersprechen einander in den Termini, so daß sich kein völlig klares Bild gewinnen läßt. Klar wird allerdings, daß die Novgoroder und Pskover nicht nur politisch, sondern auch ökonomisch zwischen Ost und West schwankten, und daß die

18) Pskovskie letopisi. 2. S. 35.

19) Novgorodskaja pervaja letopiš. Moskau-Leningrad 1950. S. 402.

20) Diese Erklärung für »lop'č« wird nahegelegt durch mehrere Tatsachen: »lop'č« kommt häufig vor in Verbindung mit dem Adjektiv »bělyja« (weiß), was gut zu den Bezeichnungen »albus« oder »Witten« für den Lübecker Pfennig paßt; in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts verschwindet aus den Texten »lop'č« und die Bezeichnung »ljubeckij« taucht auf; schließlich wäre es sonderbar, wenn bei der Einführung fremder Geldsorten ausgerechnet jene der Hanse, des wichtigsten Novgoroder Handelspartners unberücksichtigt geblieben wäre. Vgl. A. L. CHOROŠKEVIČ *Torgovlja Velikogo Novgoroda s Pribaltikoj i zapadnoj Evropoj v XIV – XV vekach*. Moskau 1963, S. 292–293. Die Vorzüge dieser gründlichen Arbeit hat P. JOHANSEN in den Jahrbüchern für Geschichte Osteuropas 12 (1964) S. 122–124 gewürdigt.

21) Von litauischen Groschen gab es zu Beginn des 15. Jahrhunderts drei verschiedene Arten; welche von diesen in Novgorod zugelassen wurde, läßt sich nicht feststellen. CHOROŠKEVIČ a. a. O., S. 294–295. Vorgänger und Vorbild der litauischen Groschen waren die via Galizien im ganzen Großfürstentum Litauen verbreiteten Prager Silbergroschen. Im nordöstlichen Rußland sind dagegen bisher nur einzelne Prager Groschen gefunden worden. CHOROŠKEVIČ a. a. O., S. 271, J. MACÚREK *K dějinám česko-ukrajinských a česko-rumunských vztahů 2. pol. 14. a 1. pol. 15. století*. In: *Slovanské historické studie* 3 (1960), S. 127–184, hier S. 156.

22) Man wird A. L. CHOROŠKEVIČ a. a. O. zustimmen müssen, wenn sie bei der Deutung des russischen »artug« dem livländischen »Artig« vor dem schwedischen »örtug« den Vorzug gibt.

23) Diese Hypothese vertritt V. N. BERNADSKIJ *Novgorod i Novgorodskaja zemlja v XV veke*. Moskau-Leningrad 1961, S. 182.

24) Novgorodskaja pervaja letopiš. S. 412.

durch die Kurie verfügte Einbeziehung dieser beiden Städte in den Wirkungsbereich der neuen Generalvikare in temporalibus Witold und Jagiello im Jahrzehnt des Konstanzer Konzils realer Grundlagen durchaus nicht ganz entbehrte<sup>25)</sup>.

Die Schwierigkeit liegt in diesem Fall wie in vielen anderen Fällen darin, daß wir die Angaben der Chroniken, auch im beginnenden 15. Jahrhundert noch, nur ausnahmsweise an Hand von Urkunden nachprüfen können. Die in Urkunden erschließbare Quelle der Geschichtserkenntnis beginnt im ostslavischen Osten Europas erst spät zu fließen. Von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, haben wir keine Urkunden, die aus der Zeit vor dem 13. Jahrhundert stammen, auch in diesem und dem folgenden Jahrhundert ist die Zahl der erhaltenen Stücke klein, erst im 15. Jahrhundert setzt ein stärkerer Strom urkundlicher Überlieferung ein, freilich auch jetzt noch ohne nach Fülle und Differenziertheit des Materials einen Vergleich mit den Ländern des lateinischen Westens zuzulassen. Die berühmten Novgoroder Birkenrindeurkunden, sofern es sich bei ihnen überhaupt um Urkunden handelt (in der Masse sind es private Aufzeichnungen der verschiedensten Art), haben an dieser Situation im Prinzip nichts geändert.

Sehen wir uns wiederum die Lage für das Konstanzer Jahrzehnt an! Günstig gerechnet entfallen von den veröffentlichten »Urkunden« (im allerweitesten Sinne) auf die Jahre 1410 bis 1420 etwa zweihundert Stücke (unpubliziertes Material aus dem 15. Jahrhundert ist wohl kaum mehr in nennenswertem Umfang vorhanden). Davon sind gut die Hälfte Privaturkunden aus den Klosterarchiven des russischen Nordostens, ein weiteres Viertel bilden Novgoroder Privaturkunden. Der Rest umfaßt alles vom Friedensvertrag und vom großfürstlichen Testament bis zu Sendschreiben des Metropoliten und einem zufällig erhaltenen Trostbrief des Abtes Kyrill vom Belozero-Kloster an den Fürsten Jurij Dmitrievič aus dem Jahr 1417<sup>26)</sup>. Manches würde nach unserem Sprachgebrauch gar nicht unter den Begriff der Urkunde fallen, aber Korrespondenzen aller Art sind für diese Zeit und auch noch für lange Zeit danach im gesamten ostslavischen Bereich in so minimalem Umfang erhalten, daß sich keine gesonderte Publizierung lohnt. Halten wir dagegen den stattlichen Band des Codex epistolaris Vitoldi<sup>27)</sup>, so wird uns ein frappierender Quantitätsunterschied mit einem

25) Die politischen Beziehungen zwischen Novgorod und Litauen erörtert eingehend V. N. BERNADSKIJ a. a. O. S. 202–214. Bernadskij sieht auch einen direkten Zusammenhang zwischen der Anwesenheit des Fürsten Semen-Lugveñ in Novgorod und der »westlichen« Währungsreform (ebenda S. 213). Daß gerade das Konstanzer Jahrzehnt für Novgorod eine Zeit lebhafter innerer Auseinandersetzungen war, dafür zeugt nicht nur der sogenannte Aufstand des Stepanka von 1418, sondern auch die Verfassungsreform von 1416–1417. Vgl. V. L. JANIN Novgorodskie Posadniki. Moskau 1962, S. 238–251.

26) Die Aufzählung aller hier heranzuziehenden Editionen würde zu viel Raum beanspruchen. Einige der für unseren Zusammenhang wichtigen sind jeweils in den Anmerkungen genannt.

27) Codex epistolaris Vitoldi. Cracoviae 1882 (= Monumenta medii aevii historica res gestas Poloniae illustrantia. t. 6).

Schlage klar, zumal wenn wir bedenken, daß von dem erwähnten restlichen Viertel ein erheblicher Teil auf die Korrespondenz der Novgoroder mit ihren westlichen Nachbarn entfällt. Die geringe Quantität des Erhaltenen im Osten ist im übrigen weniger auf eine geringere Schreibfreudigkeit des byzantinisch-slavischen Kulturkreises, als auf die besondere Ungunst der Überlieferung in den steinarmen und holzreichen und daher auch brändereichen Ebenen Osteuropas zurückzuführen. Einige der für unser Jahrzehnt erhaltenen Stücke sind allerdings von hoher Wichtigkeit. So das zweite Testament des Moskauer Großfürsten Vasilij Dmitrievič aus dem Jahr 1417<sup>28)</sup>; darin empfiehlt Vasilij, der Vater, seinen eben geborenen Sohn Vasilij, seine Frau und seine übrigen Kinder der Fürsorge seines »Bruders und Schwiegervaters, des Großfürsten Witold«, ein ganz unmißverständlicher Hinweis auf Konfliktmöglichkeiten innerhalb der Moskauer Dynastie und auf die gleichzeitige Machtstellung des Litauers. Des Metropoliten Fotij Sendschreiben an die Pskover bestätigen nicht nur die tiefe Beunruhigung, die von dem Versuch einer Verselbständigung der orthodoxen Kirche im Großfürstentum Litauen ausging – die Pskover erhalten schon Anweisung, sich für die Aufnahme von orthodoxen Glaubensflüchtlingen aus Litauen vorzubereiten<sup>29)</sup> –, sondern sie sind auch die einzige etwas ausführlichere Quelle über die in ihrem Ursprung rätselhafte Häresie der Strigol'niki, die schon seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert in Pskov und von Pskov ausgehend dann auch in Novgorod Unruhe stiftete<sup>30)</sup>. Damit brechen wir unsere fragmentarische Einführung in die Quellenlage ab. Es gibt natürlich noch mehr aus Altrußland schriftlich Überliefertes, aber weder das getreu tradierte kirchlich-religiöse Schrifttum – auch nicht die Viten der russischen Heiligen –, noch die bescheidenen Ansätze einer profanen Literatur und die wenigen Sammlungen byzantinisch-russischen Rechtes können dem Historiker viel weiterhelfen, wenn er mit konkreten Fragen über einen bestimmten Zeitabschnitt an die Geschichte der Ostslaven herantritt. Versuchen wir nun eine Interpretation.

## I.

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts befand sich das politisch zumindest dreigeteilte Ostslaventum in einer Phase des Übergangs, in der noch nichts endgültig geklärt und nichts endgültig entschieden war. Die Dreiteilung war eine unmittelbare Folge des

28) *Duchovnye i dogovornye gramoty velikich i udel'nych knjazej XIV–XVI vv.* Moskau-Leningrad 1950. Nr. 21, S. 57–60; ein erstes Testament ging 1406/1407 voran (ebenda Nr. 20, S. 55–57), ein drittes folgte im März 1423 (ebenda Nr. 22, S. 60–62).

29) Sendschreiben vom 9. September 1416 in: *Akty istoričeskie*. I. SPb. 1841, Nr. 20, S. 40–42.

30) Sendschreiben vom 23. 9. 1416, von 1422 oder 1425, vom 22. 6. und vom 23. 9. 1427. Jetzt am besten in: N. A. KAZAKOVA – JA. S. LUR'E *Antifeodal'nye eretičeskie dviženija na Rusi XIV – načala XVI veka*. Moskau-Leningrad 1955, S. 243–255.

Mongolensturms, der ja nur für den russischen Nordosten zu einer lange andauernden und andauernd wirksamen mongolisch-tatarischen Fremdherrschaft führte, den russischen Westen und Südwesten aber sozusagen den westlichen Nachbarn in die Arme trieb. Das geschah nicht von heute auf morgen und nicht in Gestalt eines völlig reibungslosen Überganges, der die russischen Westgebiete etwa sofort aller Sorgen der Tatarennot hätte entheben können, aber eine konsequente Entwicklung läßt sich schon von der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts an erkennen. Im übrigen hatten die Mongolen keine noch real bestehende gesamtrussische politische Einheit zerschlagen; russischer Nordosten, russischer Nordwesten und russischer Südwesten hatten schon im 12. Jahrhundert begonnen, eigene Wege zu gehen, die Einheit des »ganzen Rußland« gab es schon vor dem Mongolensturm nur mehr in den bitteren Klagen russischer Chronisten und Bußprediger, ja der Begriff des »ganzen Rußland« (*vsja Ruś*) entstand wohl überhaupt erst deutlich im Bewußtsein der, wie es scheinen mußte, unwiederbringlich verlorengegangenen Einheit<sup>31)</sup>.

Im 14. Jahrhundert klärte sich allmählich die staatsrechtliche Situation: Die westlichen und südwestlichen russischen Fürstentümer verloren eines nach dem andern ihre zwischen den Fronten und im Windschatten der Geschichte eben noch erhalten gebliebene formale Selbständigkeit. Ihr politisches Erbe traten das unter Kasimir dem Großen wieder erstarkende polnische Königtum und das unter Gedimin und Ol'gerd einen steilen Machtaufstieg nehmende Großfürstentum Litauen an. In beiden Fällen stand die Aktivierung der Ostpolitik in erkennbarem Zusammenhang mit einer aufgezwungenen Defensive im Westen. Kasimir suchte ganz bewußt im Osten eine Kompensation für das der polnischen Krone im Westen entfremdete Schlesien, die Litauer konnten kaum anders gegen die Angriffe des Deutschen Ordens bestehen, als indem sie sich eine breitere Machtbasis in den angrenzenden ostslavischen Gebieten schufen. Die territorialen Erwerbungen der Polen und der Litauer erfolgten zunächst parallel. Während die Litauer die weißrussischen Fürstentümer an sich zogen und unter Ol'gerd in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts weit nach Osten und Südosten vorstießen, das Kiever Land einschließlich der altehrwürdigen russischen Metropole, Severien an der Desna und die Kleinfürstentümer an der oberen Oka vereinnahmten, am Ende des Jahrhunderts also, nachdem ihnen ein erstes Mal auch Smolensk zugefallen war, im Bilde gesprochen vor den westlichen und südlichen Toren Moskaus standen, gelang dem Polenkönig der Zugriff auf Rotreußen – modern ausgedrückt Ostgalizien – und einige nördlich anschließende Territorien. Um Wolhynien und Podolien gab es einen lange sich hinziehenden Kampf zwischen Polen und Litauen, der fürs erste in einem Kompromiß erschlaffte (Wolhynien und Ostpodolien blieben bei Litauen, auf Westpodolien sicherte sich Polen bestimmenden Einfluß), als latenter

31) Vgl. dazu W. PHILIPP Ansätze zum geschichtlichen und politischen Denken im Kiever Rußland. 1940.

Konfliktsstoff innerhalb des Jagiellonenreiches aber noch fast zwei Jahrhunderte erhalten blieb und erst in der Union von Lublin 1569 endgültig zugunsten der Krone Polen beendet werden konnte. Nehmen wir die 1387 hergestellte polnische Lehenshoheit über das Fürstentum Moldau hinzu, so haben wir den Umkreis der im 14. Jahrhundert eingetretenen territorialen und politischen Veränderungen abgesteckt. Von allen diesen Veränderungen war eine ostslavische orthodoxe Bevölkerung betroffen, ging es um Teile des Ostslaventums, in der Sprache der Zeit um die »*Russia*«. Im Hinblick auf den Erwerb Rotreußens führte seit 1349 auch der Polenkönig in seinem Titel den »*dominus et heres terre Russie*«<sup>32)</sup>. Daß sich hinter diesen konzentrierten Formulierungen des Faktischen zum Teil äußerst komplizierte und langwierige, mit modernen staatsrechtlichen Vorstellungen gar nicht erfassbare Vorgänge verbergen, kann nur am Rande vermerkt werden.

In dieser weitläufigen und gegen Ende des Jahrhunderts einem gewissen Abschluß nahegebrachten Kräfteverschiebung veränderte nun die polnisch-litauische Union von 1386 die Vorzeichen. Bis zu der Union ergaben sich für die Ostslaven durchaus verschiedene Perspektiven, je nachdem, ob sie unter polnische oder unter litauische Herrschaft gerieten. Im ersten Fall bestand bestenfalls die Aussicht, in einem Nebenland der polnischen Krone unter dem Druck des Polentums und der überlegenen lateinischen Kultur eine sozial untergeordnete ostslavisch-orthodoxe Existenz zu fristen; im zweiten Fall dagegen bestand die durchaus reale Möglichkeit, unter Einsatz der hier ihrerseits überlegenen ostslavisch-orthodoxen Kultur aus dem Großfürstentum Litauen einen rein ostslavisch-orthodoxen Staat zu machen und unter dessen Führung das gesamte Russentum wiederum politisch zu vereinen. Großfürst Ol'gerd, seinerseits längst »*dominus Russiae*«, hat solche Pläne in der Auseinandersetzung mit dem Großfürstentum Moskau tatsächlich verfolgt, und es tat dem keinen Abbruch, daß die litauische Dynastie der Gediminiden als solche offiziell noch dem Heidentum angehörte; einzelne ihrer Mitglieder – Ol'gerd eingeschlossen – waren fallweise aus Zweckmäßigkeitsgründen bereits orthodoxe Christen geworden. Mit der Union und mit der Annahme der lateinischen Form des Christentums durch Dynastie und Volk der Litauer verlor nun die politische Berufung des litauischen Großfürsten zur Einigung Rußlands ihre Glaubwürdigkeit, das litauische Großfürstentum als Teil der Union und damit auch die Union als solche war von nun an mit einem inneren konfessionellen Zwiespalt belastet, der nur in einer vollkommenen konfessionellen und kulturellen Assimilierung der Ostslaven oder durch eine Auflösung des Jagiellonenreiches in seine konfessionellen und kulturellen Bestandteile aufgehoben werden konnte. Die Geschichte hat beide Wege eingeschlagen, zuerst den der Assimilierung,

32) G. RHODE, Die Ostgrenze Polens. I. Köln-Graz 1955, S. 187. Dem ausgezeichneten Werk Rhodes sind auch alle Einzelheiten über das Zustandekommen der von uns nur in ihrem Ergebnis skizzierten Veränderungen zu entnehmen.

danach den der Auflösung, mit dem Ergebnis zweier neuer Nationen, der Ukrainer und der Weißrussen.

Um eine Deutung der rechtlichen Aspekte der polnisch-litauischen Union von 1386 und ihrer Entwicklung in den folgenden Jahrzehnten brauchen wir uns hier nicht zu bemühen. Fassen wir wieder unser Jahrzehnt ins Auge, so brachte einerseits der neue Unionsvertrag von Horodło 1413<sup>33)</sup> festere Bindungen als bisher, indem er die »*barones et nobiles terrarum Lithuaniae*« in die Wappengemeinschaften der polnischen »*barones et nobiles*« aufnahm, sofern die »*idemptitas religionis cultus*« dies zuließ, d. h. sofern sie römisch-katholisch waren, und indem er die Thronfolge in beiden Teilen der Union regelte. Der orthodoxe russische Adel des Großfürstentums Litauen, dem die »*identitas religionis cultus*« fehlte, blieb vorerst auch von der »*identitas iurium et gratiarum*« ausgeschlossen, auf ihn erstreckte sich die vielgerühmte ständische Caritas des Aktes von Horodło nicht. Andererseits stand Witold nach Tannenberg 1410 und nach Horodło 1413 auf dem Höhepunkt seiner Macht; im Rücken durch den polnischen Unionspartner gesichert, konnte Witold nach Osten eine Position aufbauen, der weder die Tataren der Goldenen Horde noch Witolds Schwiegersohn in Moskau Gleichwertiges entgegenzusetzen hatten. Trotzdem gab es schon in dieser Zeit Ansätze zu einer Abfallbewegung auf die Seite Moskaus, eher aus dem politischen Motiv, sich der harten Herrschaft Witolds zu entziehen, als aus dem häufig vorgeschützten Motiv der Unterdrückung des orthodoxen Glaubens<sup>34)</sup>. Aber daß dieses Vorschützen möglich war und geübt wurde, zeigt die ideelle Schwäche der litauischen und die ideelle Stärke der moskautischen Position schon zu einer Zeit, da das politische Kräfteverhältnis noch genau umgekehrt war. Zwar hat sich auch der orthodoxe Adel des Großfürstentums Litauen im Laufe des 15. Jahrhunderts allmählich die »*identitas iurium et gratiarum*« mit den polnischen und litauischen katholischen Standesgenossen erkämpft, aber wenn er sich nicht assimilierte, d. h. polonisierte, so blieb er doch ein Fremdkörper im jagellonischen Commonwealth und aufnahmebereit für die allrussischen und allorthodoxen Vereinigungspläne, die man von Moskau aus propagierte.

Für Moskau lagen die Dinge stets viel einfacher. Sein Aufstieg zunächst zur Vorrherrschaft im nordöstlichen Rußland dauerte zwar lange und blieb von Rückschlägen nicht verschont, aber er war von keinem inneren Zwiespalt belastet. Ein früher Höhepunkt war 1380 mit dem ersten großen Sieg über eine tatarische Armee erreicht worden; doch hatte dieser Sieg zuviel gekostet, und so resultierte als politischer Gewinn nicht mehr als ein moralischer Führungsanspruch. Seit den verheerenden Strafexpe-

33) Texte in: ST. KUTRZEBĄ / W. SEMKOWICZ (Ed.) Akta unji Polski z Litwą 1385-1791. Krakau 1932, S. 50-72.

34) Dies haben die neuen Untersuchungen von H. JABLONOWSKI, Westrußland zwischen Wilna und Moskau, Leiden 1955, und von O. P. BACKUS, Motives of West Russian Nobles in Deserting Lithuania for Moscow 1377-1514. Lawrence 1957, überzeugend ergeben.

ditionen des Tochtamyš im Jahre 1382 und des Edigej im Jahre 1408 war die tatarische Oberherrschaft praktisch wieder unangefochten. Im Konstanzer Jahrzehnt konnte der Moskauer Großfürst Vasilij I. nicht daran denken, gegen die Tataren offensiv zu werden, er mußte vielmehr froh sein, gegen Duldung einer gewissen litauischen Einflußnahme seine faktische Unabhängigkeit zu erhalten. Erhalten blieb aber auch mit litauischer Unterstützung die Unabhängigkeit der Konkurrenten Moskaus, der Großfürstentümer Tvef und Rjazań von der potentiellen russischen Führungsmacht Moskau. Novgorod und Pskov gelang es, mit einigem Geschick und gelegentlichen Kontributionszahlungen zwischen den Parteien zu lavieren. Die beiden Stadtrepubliken liebten militärischen Aufwand so wenig wie eine starke Fürstenherrschaft. Daher wichen sie jedem Druck durch Anlehnung an die Gegenseite aus, aber da sie außerdem untereinander verfeindet waren, bewegte sich ihre Ausweichpolitik nicht selten in der entgegengesetzten Richtung. Das alles waren noch kleine, um nicht zu sagen kleinliche Verhältnisse, weit entfernt von dem erhebenden Schwung einer nationalen Befreiungs- und Einigungsbewegung. Das einzige reale Unterpfand gesamtrussischer Einheit war – wie seit Jahrhunderten schon – die russische orthodoxe Kirche, und deren Haupt, der Metropolit von Kiev und ganz Rußland, residierte allerdings in Moskau.

## II.

Sofern gesamtrussische Aktivität am Beginn des 15. Jahrhunderts von Moskau ausging, lag sie nicht beim Großfürsten, sondern bei den Metropoliten, dem Bulgaren Kyprian (1390–1406) und dem Griechen Fotij (1410–1431). Auf jeden der beiden geht eine bestimmte Fassung der russischen Chroniken zurück, auf Kyprian die sogenannte »Troickaja letopiš« von 1409, auf Fotij der sogenannte »Vladimirskij Polichron« von 1418. Beide Fassungen sind als solche nicht erhalten, aber die Annalenforscher unter den russischen Historikern haben sie in einer bemerkenswerten quellenkritischen Leistung rekonstruiert<sup>35</sup>). In beiden Fällen läßt sich das Bemühen um ein überlokales, gesamtrussisches Verständnis der Geschichte, anknüpfend an die ruhmvolle gemeinsame Vergangenheit im Kiever Reich, beobachten, aber die darauf aufbauende politische Konzeption für die Gegenwart ist verschieden. Kyprian, als kirchliches Oberhaupt auch der litauischen Orthodoxen unangefochten, redete einem gesamtrussischen Bündnis der beiden Vormächte Litauen und Moskau auf Kosten der

35) Die troickaja letopiš M. D. PRISELKOV (Troickaja letopiš. Rekonstrukcija teksta. Moskau-Leningrad 1950), den Vladimirskij Polichron A. A. ŠACHMATOV (Obščerusskie letopisnye svody XIV i XV vv. In: Žurnal Ministerstva Narodnago Prosvěščenija 1900, Nr. 9). Vgl. auch D. S. LICHACEV, Russkie letopisi i ich kul'turno-istoričeskoe značenie. Moskau-Leningrad 1947, S. 296 ff., 305 ff. und I. B. GREKOV, Očerki po istorii meždunarodnych otnošenij Vostočnoj Evropy XIV–XVI vv. Moskau 1963, S. 80, 98–100, 108–109.

kleineren lokalen Herrschaften und zum Zwecke einer erfolgreichen Bekämpfung der muslimischen Tataren das Wort. Der gebildete Bulgare, dem die altrussische Literatur einige neue Impulse verdankt, hatte vermutlich schon in seiner Heimat durch die osmanischen Türken ein äußerst negatives Islambild gewonnen. Der Grieche Fotij dagegen, ein offenbar sehr temperamentvoller Kirchenfürst, mußte die kirchlichen Separationsbestrebungen des litauischen Großfürsten bekämpfen, er stand von 1410 bis 1420, also gerade während des Konstanzer Jahrzehnts in einem scharfen Konflikt mit Litauen. In seiner Konzeption ist daher Litauen vom Verbündeten zum Gegner gewandelt, Moskau allein erscheint geeignet und berechtigt zur Rolle des Einigers. Die lokalen Konkurrenten Moskaus werden – anders als in der Konzeption Kyprians – eher schonend behandelt, um sie im Guten von Litauen abzuziehen und in die Gefolgschaft Moskaus einzuordnen. Die politische Wirklichkeit lag im Konstanzer Jahrzehnt noch mehr bei der Konzeption Kyprians, die politische Zukunft jedoch lag eindeutig bei der Fotijs; man muß sich eher darüber wundern, daß es gelingen konnte, die ältere, noch nicht ganz in der Moskauer Linie liegende Auffassung des Kyprian aus den russischen Chroniken herauszulesen und herauszulösen.

Für den litauischen Großfürsten – und ähnlich auch für den polnischen König – war die Frage der kirchlichen Jurisdiktion über ihre orthodoxen Untertanen begrifflicherweise ein Politikum ersten Ranges. Zwar stand Moskau im 14. und beginnenden 15. Jahrhundert erst in den Anfängen seines Aufstiegs, und die Tatsache, daß der zuständige orthodoxe Metropolit in Moskau residierte, bedeutete noch nicht zwangsläufig, daß er sich zum Sprecher und Instrument der Moskauer Politik machte, wie das Beispiel des Kyprian zeigt, aber Kyprian war eine Ausnahme, und man mußte natürlich Befürchtungen für die Zukunft hegen. Bei dem Gewicht, das die Kirche im öffentlichen Leben hatte, bei dem Ausmaß etwa der kirchlichen Gerichtsbarkeit, war es in jedem Falle äußerst hinderlich, wenn sich der zuständige Oberhirte weit entfernt in einem fremden Land befand. So setzten schon im 14. Jahrhundert zum Teil von Erfolg gekrönte Versuche ein, von Moskau unabhängige Metropoliten für Litauen und für Galizien zu schaffen<sup>36</sup>). Hand in Hand damit ging der Aufbau römisch-katholischer Hierarchien nicht nur in dem zur lateinischen Kirche bekehrten eigentlichen Litauen, sondern auch in Rotreußen, und zwar in erster Linie, um katholischen Litauern und Zuwanderern zu dienen, weniger in der unmittelbaren Absicht, die orthodoxen Ostslaven für Rom zu gewinnen<sup>37</sup>). Wenn um die Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert beide verselbständigten orthodoxen Metropoliten vorübergehend erloschen waren und Kyprian wiederum die ganze alte russische Metropole unter seiner Jurisdiktion vereinigte, so lag das mehr an dem besonderen Geschick und an den besonderen Voraussetzungen dieses Mannes als an einem grundlegenden Wandel in der

36) Die grundlegende Darstellung ist: K. CHODYŃICKI, Kościół prawosławny a Rzeczpospolita Polska. Zarys historyczny 1370–1632. Warschau 1934.

37) W. ABRAHAM, Powstanie organizacji kościoła łacińskiego na Rusi. I. Lemberg 1904.

kirchenpolitischen Situation. Die Episode des Grigorij Camblak muß also in einem größeren Zusammenhang gesehen, und kann nicht ausschließlich von der Person und von den rechtlichen Formalien her beurteilt werden, wie das die russischen Kirchenhistoriker tun<sup>38)</sup>. Grigorij, den die orthodoxen Bischöfe des Großfürstentums Litauen am 15. November 1415 auf den Wunsch Witolds zum Metropoliten wählten, war ein Neffe des Moskauer Metropoliten Kyprian und entstammte wie dieser dem vornehmen bulgarischen Bojarengeschlecht der Camblak. Wie Kyprian machte er seine Karriere im Klerus des griechischen Patriarchats, und es ist wahrscheinlich, daß ihn der Oheim nach Rußland geholt hat, vielleicht sogar um ihn als seinen Nachfolger zu lancieren. Wir wissen von dem offenbar recht bewegten Lebenslauf des Grigorij Camblak zu wenig Genaues, um ihn eindeutig als einen »Karrieristen und Abenteurer« charakterisieren zu können<sup>39)</sup>, andererseits fehlen uns auch ausreichende Unterlagen für eine positive Beurteilung über seine literarischen Qualitäten hinaus<sup>40)</sup>. Die Bestätigung des Patriarchen von Konstantinopel hat er jedenfalls nicht erreichen können, und so blieb der Makel des Unkanonischen an ihm haften. Im übrigen war der Mann in seiner Zeit wohl nicht so ungewöhnlich, wie es heute erscheinen will, und das Vorgehen der litauischen Bischöfe war kaum verwerflicher als das der moskauischen ein Menschenalter später, als diese ebenfalls durch Wahl des Metropoliten die Unabhängigkeit der russischen Kirche von der griechischen demonstrierten. Die Macht des Metropoliten Fotij reichte freilich nur zum Protest in Konstantinopel, sie reichte nicht aus, um den Konkurrenten auch in Litauen auszuschalten, solange diesem Konkurrenten der Landesfürst die Stange hielt.

Vom Standpunkt der politischen Zweckmäßigkeit wurde für die Herrscher Litauens und Polens die kirchliche Separation ihrer orthodoxen Untertanen von Moskau natürlich durch deren kirchliche Union mit Rom noch bei weitem übertroffen. In Polen-Litauen ist denn auch – freilich fast zwei Jahrhunderte später – die erste lebensfähige griechisch-unierte Kirche entstanden. Ein früher Versuch in dieser Richtung ist nun ebenfalls mit dem Namen des Grigorij Camblak verbunden, der wohl mehr auf die Initiative Jagiellos als auf die Witolds hin zwar nicht nach Rom reiste, wie die russischen Chroniken berichten, aber im Februar 1418 mit dem ansehnlichen Gefolge von fünf orthodoxen Bischöfen in der Konzilsstadt Konstanz eintraf. Das Konzil lag freilich bereits in den letzten Zügen, niemand war mehr bereit, sich auf umfangreiche Unionsgespräche einzulassen – offenbar auch Grigorij nicht, der dem Papst expressis

38) So auch der im übrigen materialreiche und zuverlässige E. E. GOLUBINSKIJ (a. a. O. S. 374 ff.). A. M. AMMANN, Abriß der ostslawischen Kirchengeschichte. Wien 1950, ist leider auch bei der Darstellung dieser Zusammenhänge unzureichend.

39) So E. E. GOLUBINSKIJ a. a. O. S. 384.

40) O. HALECKI, From Florence to Brest (1439–1596). Rom 1958 (= Sacrum Poloniae Millennium Bd. 5). S. 27–28, nennt ihn »a prominent theologian, representing the best traditions of Tirnovo«.

verbis gar keine entsprechende Bitte vortrug<sup>41)</sup>. So blieb auch dies eine Episode, immerhin eine aufsehenerregende, wie die Abbildungen in der Chronik des Ulrich von Richenthal bezeugen. Nicht lange nach seiner Rückkehr scheint Grigorij Camblak gestorben zu sein<sup>42)</sup>, und danach söhnte sich Witold mit dem Metropolit Fotij aus. Warum hätte er es auch nicht tun sollen, da doch sein Einfluß bis nach Moskau reichte und dort in wenigen Jahren der seiner – Witolds – vormundschaftlichen Fürsorge anvertraute Enkel zur Regierung kommen sollte. Auch auf kirchlichem Gebiet blieb also zunächst alles in der Schwebe.

Weder in Konstantinopel, dessen Ende als christliche Metropolis bevorstand, noch in Moskau, wo man sich mit den Tataren arrangierte, noch in den hin und her gerissenen russischen Westgebieten bot der hohe orthodoxe Klerus den Zeitgenossen ein erfreuliches Bild. Macht und Besitz stand auch für viele orthodoxe Kirchenfürsten im Vordergrund des Interesses. Die in den achtziger Jahren des 14. Jahrhunderts sich über ein Jahrzehnt erstreckenden Intrigen um die Nachfolge des Moskauer Metropoliten Aleksej zeigten ein erschreckendes Ausmaß von Korruption, und auch die Frage der kirchlichen Selbständigkeit Litauens war für die beiden beteiligten Hierarchen nicht zuletzt eine Frage des Geldes. Die Reaktion ließ nicht auf sich warten, am schärfsten in Gestalt der Strigol'niki in Pskov, gegen die – wie schon erwähnt – der Metropolit Fotij ausführliche Sendschreiben verfaßte. Wir wissen zu wenig über diese Häresie, um sie mit Sicherheit einordnen zu können; sie gehört in die große Welle des mittelalterlichen Neomanichäismus, aber es ist nach wie vor eine umstrittene Frage, ob sie mit den westlichen Spielarten dieser Bewegung zusammenhängt oder einen direkten Ableger des bulgarischen Bogomilismus auf russischem Boden darstellt. Sicher ist, daß der Hauptansatzpunkt ihrer sehr weitgehenden Kritik an der Kirche die Simonie und die allgemeine Unwürdigkeit der Träger des geistlichen Amtes war<sup>43)</sup>. Allein schon die westliche Grenzlage der Stadt und deren vergleichsweise intensive Handelsbeziehungen zum Westen scheinen doch eher für eine westliche Infektion zu sprechen<sup>44)</sup>. Pskov taucht im Laufe der russischen Geschichte immer wie-

41) Über Grigorij Camblak in Konstanz am ausführlichsten A. V. FLOROVSKIJ, Čechi i vostočnye slavjane. Očerki po istorii češsko-russkich otnošenij (X–XVIII vv.). I (= Práce Slovanského Ústavu v Praze, 13). Prag 1935, S. 355–363. Ferner M. HRUŠEVSKYJ, Istorija Ukraïny-Rusy. Bd. 5. Lemberg 1905 (Neudruck New York 1955). S. 512 ff.; K. CHODYNICKI a. a. O. S. 45 ff.; O. HALECKI a. a. O. S. 27 ff.

42) So nach den russischen Chroniken. Daß Grigorij Camblak sich in ein moldauisches Kloster zurückgezogen habe, ist eine Hypothese von A. I. JACIMIRSKIJ (Grigorij Camblak. SPb. 1904).

43) Darüber jetzt am ausführlichsten und mit Wiedergabe aller bekannten Quellen: N. A. KAZAKOVA – JA. S. LUR'E a. a. O.; ferner A. I. KLIVANOV, Reformacionnye dviženija v Rossii v XIV – pervoj polovine XVI v. v. Moskau 1960.

44) Im Meinungsstreit darüber, von welcher Art des »Scherens« (*striž*) die Bezeichnung »Strigol'niki« abzuleiten ist, scheint sich jetzt die Waagschale zugunsten derer zu senken, die für das Handwerk der Tuchscherer eintreten. Zumindest ist neuerdings ein Beweis für die Existenz dieses Handwerks in Pskov zu Beginn des 17. Jahrhunderts erbracht worden: Zu

der einmal in Zusammenhängen auf, die sich schlecht in den sozusagen normalen Ablauf der russischen Entwicklung fügen. Es mag ein Zufall sein – vielleicht war es aber auch mehr –, daß sich im Sommer des Jahres 1413 Hieronymus von Prag, der Mitarbeiter und Leidensgenosse des Magisters Jan Hus, eine Zeitlang in dieser Stadt aufhielt. Wir wissen kaum etwas über die Hintergründe dieser ziemlich sensationellen Reise des Hieronymus in den orthodoxen Teil des östlichen Europa und können nur vermuten, daß es darum ging, Bundesgenossen für den Kampf gegen das Papsttum zu werben. Hieronymus traf in Wilna mit Witold zusammen und reiste dann im Mai 1413 gemeinsam mit dem litauischen Großfürsten nach Vitebsk. Was mag ihn veranlaßt haben, von dort aus auch noch Pskov aufzusuchen? Er soll geäußert haben, daß die russischen Schismatiker die wahren Christen seien. Soviel ist sicher, daß eine politische Sympathie Witolds für die hussitische Bewegung ein knappes Jahrzehnt später in der Unterstützung der Kandidatur des litauischen Fürsten Sigmund Korybut für den böhmischen Thron sichtbar wurde<sup>45)</sup>. Mit diesen Erörterungen sind wir schon bei der Frage der westlichen Einflüsse auf das, wie wir gesehen haben, politisch dem Westen um die Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert wesentlich nähergerückte Ostslaventum.

### III.

Solche Einwirkungen kultureller Art hatten auf dem eben berührten kirchlich-religiösen Gebiet vielleicht die geringsten Chancen, sich rasch durchzusetzen. Denn wie immer man zu dem umstrittenen Problem der russischen Kulturstagnation im Mittelalter stehen mag<sup>46)</sup>, eine beträchtliche Widerstandskraft des kirchenslavischen Kulturkreises im religiösen Bereich läßt sich kaum leugnen. Hier brachte ja auch das mittel-

dieser Zeit war es für einen fremden Tuchkaufmann in Pskov wichtig, in russischer Sprache sagen zu können, ob seine Ware schon geschoren sei oder nicht (Tönnies Fenne's Low German Manuel of Spoken Russian, Pskov 1607. Ed. by L. L. HAMMERICH, R. JAKOBSON u. a. I. Facsimile Copy. Copenhagen 1961, S. 451). Daraus läßt sich schließen, daß es in Pskov Leute gab, die das Scheren des Tuches vornehmen konnten. A. L. CHOROŠKEVIČ (a. a. O., S. 165, Anm. 18) hat keine Bedenken, dies auch für die Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert anzunehmen. Damit gewinnt nun die These an Wahrscheinlichkeit, daß nicht nur das Tuch, das die »Strigol'niki« bearbeiteten, aus dem Westen eingeführt war, sondern auch die Anregung zu der Häresie, mit der sie den Unwillen der kirchlichen Obrigkeit erregten.

45) Darüber am ausführlichsten und besten A. V. FLOROVSKIJ a. a. O. S. 341–355. Nichts Neues ergibt Z. J. KOPYSSKIJ / V. V. ČEPKO, Ohlas husitství na Bílé Rusi. In: Mezinárodní ohlas husitství. Prag 1958, S. 103–109. Auf dem Weg nach Litauen hielt sich Hieronymus auch in Krakau auf. Darüber und über den nach dem zweiten Weltkrieg intensiv erforschten Widerhall des Hussitismus in Polen vgl. E. MALECZYŃSKA, Vliv husitského hnutí na Polsko, ebenda S. 53–101.

46) Vgl. die Diskussion über »The Problem of Old Russian Culture« in: Slavic Review 21 (1962) unter Beteiligung von G. FLOROVSKY (S. 1–15, und 35–42), N. ANDREYEV (S. 16–23), J. H. BILLINGTON (S. 24–34) und D. S. LIKHACHEV (S. 115–120).

alterliche Nordostrußland noch unter der Tatarenherrschaft, während es auf so vielen anderen Gebieten des geistigen Fortschreitens hinter dem lateinischen Abendland unüberbrückbar weit zurückblieb, eigenständige Leistungen von hohem Rang hervor. Der größte Maler des russischen Mittelalters, Andrej Rublev, der nicht nur nach der Meinung der Russen einen Höhepunkt der russischen Kunstgeschichte darstellt, war ein Zeitgenosse des Konstanzer Konzils, und sein Lehrer, der kaum minder bedeutende Feofan Grek, der die sogenannte palaiologische Renaissance nach Rußland gebracht hatte, starb nur wenige Jahre vorher<sup>47)</sup>. Man kann also nicht sagen, daß auf allen Gebieten ohne jede Ausnahme das mittelalterliche Rußland zu einer produktiven Weiterentwicklung des byzantinischen Kulturerbes unfähig gewesen wäre. Im übrigen war die mittelalterliche Kunstübung in Rußland nicht so ohne jede Beziehung zum gleichzeitigen Westen, wie es oft behauptet wird<sup>48)</sup>. Im ganzen aber werden wir für den Beginn des 15. Jahrhunderts, wenn es um Einwirkungen des Westens geht, das nordöstliche Rußland mit Moskau an der Spitze noch ausschließen müssen. Anders liegen die Dinge schon bei Novgorod und Pskov, doch hat dieser nördliche Strang west-östlicher Beziehungen seinen eigenen Charakter und ist vergleichsweise bekannt. Wir wollen uns abschließend auf die Erwähnung zweier Erscheinungen aus dem weniger bekannten südlicheren Einwirkungsraum beschränken.

Da ist einmal zu erwähnen das polnische Recht, das nachweisbar sehr früh in den ostslavischen Bereich hinüberzuwirken begann. Wenige Jahrzehnte, nachdem das polnische Recht in den sogenannten Statuten Kasimirs des Großen zum erstenmal schriftlich fixiert worden war, wurde es bereits auf Rotreußen übertragen und aus diesem Anlaß ins Russische übersetzt. Die bemerkenswerterweise in einer Handschrift der Novgoroder Sophienkathedrale erhaltene Übersetzung stammt aus den Jahren 1423 bis 1434<sup>49)</sup>. Sie stellte den Beginn einer niemals wieder ganz abreißenden Einwirkung westlichen Rechtes auf die Ostslaven dar. Ein erster Höhepunkt wurde in den litauischen Statuten des 16. Jahrhunderts erreicht, erstaunlichen Verschmelzungen des westlichen, polnischen und ostslavischen Rechtes, die ihrerseits wieder nachweisbar auf die Moskauer Kodifizierung des 17. Jahrhunderts, das Uloženie des Zaren Aleksej Michajlovič eingewirkt haben<sup>50)</sup>.

47) Die neuesten Monographien: M. V. ALPATOV, Andrej Rublev. Moskau 1959; V. N. LAZAREV, Andrej Rublev. Moskau 1960; DERS. Feofan Grek i ego škola. Moskau 1961.

48) Auch sowjetische Forscher erörtern heute solche Zusammenhänge wieder offen und ernsthaft. So etwa N. N. VORONIN, der in seinem monumentalen zweibändigen Werk über die Baukunst Nordostrußlands vom 12. bis 15. Jahrhundert auf die Ähnlichkeit des Bagedankens im Schloß von Bogoljubovo und in staufischen Burgen hinweist (N. N. VORONIN *Zodčestvo severo-vostočnoj Rusi XII-XV vekov*. I. Moskau 1961, S. 329 ff.).

49) ST. ROMAN – A. VETULANI, *Ruski przekład polskich statutów ziemskich z rękopisu moskiewskiego*. Breslau-Krakau 1959.

50) Einige Hinweise zu dieser Frage enthält meine Arbeit: Gab es im Moskauer Staat »Stände«? in den Jahrbüchern für Geschichte Osteuropas 11 (1963) S. 335 f.

Zum anderen ist auf eine sehr interessante Untersuchung hinzuweisen, die der tschechische Osteuropahistoriker Josef Macůrek im Jahre 1960 veröffentlicht hat. Macůrek hat sich seit langem einem Forschungszweig zugewendet, der bisher stark vernachlässigt worden ist, nämlich der formal vergleichenden Untersuchung mittelalterlicher kirchenslavischer Urkunden, und er legt nun erste Ergebnisse vor<sup>51)</sup>: Danach ergibt ein Vergleich der Urkundenformeln für den gesamten kirchenslavischen Kulturkreis in der zweiten Hälfte des 14. und in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts (vor dieser Zeit liegt nicht genügend Vergleichsmaterial vor), daß sich zwei große Gruppen unterscheiden lassen. Es gehen in den Formeln (u. a. auch in der Datierweise) zusammen 1. die nordrussischen (Novgoroder usw.), mitteldrussischen (Moskauer usw.) und walachischen Urkunden, 2. die galizisch-ukrainischen und die moldauischen (die rumänischen Donaufürstentümer Moldau und Walachei müssen in diesem Zusammenhang schon deshalb berücksichtigt werden, weil sie sich bis ins 16. Jahrhundert des Kirchenslavischen als Kult- und Amtssprache bedienten). Mit anderen Worten: Es hebt sich aus dem gesamten orthodox-kirchenslavischen Kulturkreis der mittlere Westen als eine besondere Gruppe ab, und zwar schon zu einer Zeit, da die politischen Voraussetzungen für eine Sonderstellung gerade dieses Gebietes eben erst geschaffen wurden. Natürlich ist die Frage nach den Gründen zu stellen. Macůrek beantwortet sie zunächst durch den Hinweis auf das Vorbild der lateinischen Urkunde in Polen (die Sonderstellung der galizisch-ukrainisch-moldauischen Gruppe wäre demnach ein Reflex der polnischen Machtausweitung über Rotreußen, der polnisch-litauischen Union und der 1387 begründeten Lehensabhängigkeit der moldauischen Hospodare von den polnischen Königen); er meint aber feststellen zu können, daß das Vorbild der lateinischen Urkunde nicht zur Erklärung aller Merkmale ausreicht, und zieht für den Rest als Vorbild die altschechische Urkunde heran. Danach wäre also dem polnischen zunächst mehr politischer als kultureller, ein tschechischer mehr kultureller als politischer Einfluß vorangegangen; es ist das Böhmen Karls IV., dem man eine solche Ausstrahlung wohl zutrauen könnte. Wir haben Macůreks Ergebnisse etwas vereinfacht formuliert, aber in unserem Zusammenhang ist ja nur die Tatsache hervorzuheben, daß zu einer Zeit, in der noch kein ostslavischer Chronist vom großen Konzil der abendländischen Christenheit in Konstanz Kenntnis nahm, auf ganz anderen Gebieten unter dem Einfluß des Westens bereits eine Differenzierung des ostslavischen Bereiches längst im Gange war.

Vielleicht ist es dieser Gedanke einer beginnenden Differenzierung, den wir als Ergebnis unserer notgedrungen kursorischen Betrachtung der Ostslaven zur Zeit des Konstanzer Konzils festhalten sollten. Es konnte ja nicht darum gehen, mehr oder minder bewährte Geschichtsvorstellungen mit einem kühnen Ruck aus den Angeln zu heben. Es bleibt dabei, daß die Ostslaven auch zu Beginn des 15. Jahrhunderts noch

51) J. MACŮREK a. a. O. (siehe Anm. 21).

am äußersten Rande jenes immer im Werden begriffenen Europa verhielten, das sich anschickte, in die neuzeitliche Phase seiner geschichtlichen Existenz einzutreten; zu einem Teil standen sie wohl noch ganz außerhalb. Aber ebenso wahr scheint doch zu sein, daß dieses europäische Werden an der konfessionellen Grenze zur griechischen Christenheit nicht halt machte, sondern ohne Zögern auch die jeweils erreichbaren Ostslaven mit einzubeziehen begann.